

Besprechungen/Reviews/Comptes rendus

Steffi Retzlaff, *Tradition, Solidarity and Empowerment: The Native Discourse in Canada. An Analysis of Native News Representations*, Stuttgart: ibidem, 2005 (Helmut Johannes Vollmer/Geneviève Susemihl)

Jürgen Erfurt, *Frankophonie. Sprache – Diskurs – Politik*. Tübingen, Basel: A. Francke, 2005 (Hans-Jürgen Lüsebrink)

Lesley Biggs/Pamela Downe (eds.), *Gendered Intersections. An Introduction to Women's and Gender Studies*, Halifax: Fernwood 2005 (Monika Reif-Hülser)

Steffi Retzlaff, *Tradition, Solidarity and Empowerment: The Native Discourse in Canada. An Analysis of Native News Representations*, Stuttgart: ibidem, 2005 (344 S.; ISBN 3-89821-522-9; 29,90 €)

Der 1991 von der kanadischen Regierung verabschiedete *Broadcasting Act*, der u.a. Multikulturalismus und indigenes *Broadcasting* als kollektive Kommunikationsrechte innerhalb der kanadischen Medieninfrastruktur festhält, bildete den Grundstein für die Gründung des *Aboriginal Peoples Television Network* (APTN) im Jahre 1999. Als „multi-nation“ Sender fügte APTN der kanadischen Medienlandschaft eine Reihe neuer multiperspektivischer Stimmen im öffentlichen Leben Kanadas hinzu. Damit war den indigenen Völkern Kanadas auch politisch ein Zugang zu den Medien und den Möglichkeiten gesichert, ein landesweites Publikum zu erreichen und über ethnische, soziale, wirtschaftliche und territoriale Grenzen hinaus Orientierungen zu vermitteln, historisch erwachsene Kommunikationsbrüche innerhalb ihrer Gemeinschaften aufzuarbeiten sowie Brücken zu anderen ethnischen Bevölkerungsgruppen in Kanada zu schlagen. Vor diesem Hintergrund setzt sich Steffi Retzlaff in ihrer Dissertation mit „Tradition, Solidarity and Empowerment“ im nativen Diskurs innerhalb der kanadischen Medienlandschaft auseinander.

Die Autorin geht von der zentralen Annahme aus, die Realität werde auf diskursi-

ve Weise konstruiert. Dies bedeutet, dass das, was wahrgenommen, verstanden und gedacht wird, auf intime Weise mit dem jeweiligen Sprachgebrauch verbunden ist. Über Sprache definieren sich die spezifischen personalen und sozialen Rollen der Beteiligten an einem Diskurs ebenso wie das Maß der Übereinstimmung zwischen Wissen, Werten und Normen innerhalb einer bestimmten Gesellschaft oder Sprechergemeinschaft. Dieser zutiefst diskursanalytische und diskurspolitische Ansatz bestimmt die gesamte Dissertation von Steffi Retzlaff.

Im Wesentlichen untersucht die Autorin, wie die Ureinwohner Kanadas sich in den Medien auf Englisch darstellen und vermitteln, wobei sie die französischsprachige Variante in ihrer Arbeit bewusst auslässt, obwohl sie weiß, dass sie ebenfalls existiert. Der Zugang zu ihrem Thema ist ein explizit diskursanalytischer: Dabei bezieht sie sich insbesondere auf den interdisziplinären Ansatz der so genannten Critical Discourse Analysis (CDA), deren zentrale Analysekategorien wie Macht, Dominanz, Vorurteil oder Hegemonie sie zwar einbezieht, jedoch weit hinter sich lässt. Ihr Fokus liegt auf den Diskursen des Widerstandes und der diskursiven Verwirklichung von Gegenmacht – Kategorien und Analysebereiche, die in der CDA weitgehend noch unbearbeitet oder gar abwesend sind.

In Kapitel 2 ihrer Arbeit skizziert die Autorin den theoretischen und kulturellen Hintergrund, auf dem sie operiert. Dabei werden die Werkzeuge der Diskursanalyse

sowie insbesondere der kritischen Diskursanalyse vorgestellt, ihre Datenbasis ausgebaut und der historische Kontext beschrieben, innerhalb dessen die First Nations in Kanada medial agieren. Retzlaff kombiniert in ihrem Ansatz der CDA die systematische Analyse geschriebener Texte mit der Analyse des sozialen Kontextes. Die textuelle Analyse umfasst dabei die linguistische Analyse auf Makro- und auf Mikroebene sowie die intertextuelle bzw. interdiskursive Analyse, die die Historizität jeglicher Diskurse erklärt und dabei besonders die Aufmerksamkeit auf die Abhängigkeit der Texte von der Gesellschaft und darin existierenden sprachlichen Konventionen lenkt. Die Datenbasis bezieht sich auf Zeitungsausschnitte aus dem *First Nations Messenger* und der *Anishinabek News* unter Einbeziehung von Cartoons, weshalb Retzlaff besonders auf die Theorie von Zeitungsdiskursen eingeht.

In Kapitel 3 werden sodann auf einer Makroebene die Diskursstrukturen von Nachrichten indigener Autoren analysiert, und zwar zum einen unter dem narrativ-prozeduralen Gesichtspunkt des *story telling*, zum anderen unter dem der inhaltlichen Themenauswahl, beides eingebettet in bestimmte Eigenschaften und Merkmale von Nachrichtentexten von *Natives*, die sich auf ihre traditionellen Formen des Sprachgebrauchs und der Mitteilung in oraler Tradition beziehen. In einem Unterkapitel wird eine Auswahl expliziter Diskursstrukturen erörtert, die als kontextuelle Eigenschaften indigener Nachrichtentexte angesehen werden und die ein besonderes Wissen kultureller Schlüsselkonzepte und indigener Werte voraussetzen, wie u.a. das Verständnis und die Vorstellung von sozialen Einheiten wie „Familie“ oder spezifisch indigener Konzepte wie das des *Medicine Wheel*.

Im 4. Kapitel wird auf der Mikroebene eine lexiko-grammatische Analyse der Nachrichtenstrukturierung von *Natives* vorgenommen. Diese erfolgt unter den Gesichtspunkten, wie Erfahrung versprachlicht wird, wie Einstellungen, Meinungen und Bewertungen sprachlich transportiert werden und wie schließlich die eigene Identität

von *Natives* konstruiert bzw. rekonstruiert und bestärkt wird. In diesem Zusammenhang geht die Autorin gezielt auf die Konstruktion einer distinkten „nationalen“ Identität am Beispiel von Turtle Island ein. Turtle Island ist ein panindianisches Konzept und ein Ausdruck, der in seiner verbalen Steuerung mit dazu beiträgt, dass eine bestimmte Form von in-group-Verhalten und von gemeinsamer Vorstellung bei den Lesern entsteht, der mit Solidarität und kollektiver Vergangenheit wie kollektiver Zielsetzung für die Zukunft verbunden ist und der deshalb explizit auf Pronomina wie „wir“ und „uns“ zurückgreift. Ein gewisses Spannungsverhältnis sieht Retzlaff zwischen dem Versuch einer institutionellen Stimmung und einem eher persönlichen Glaubensbekenntnis: Der Gebrauch der 1. Person Singular bei Pronomina sticht nur selten hervor gegenüber dem häufigeren Gebrauch der pluralen Personenform „we“. Am Ende ihrer Analyse bezieht die Autorin noch den visuellen Aspekt der Kommunikation indianischer Herkunft mit ein. Dabei spielen Bilder und Logos sowie die Integration verschiedener Kunst- und Ausdrucksformen eine wesentliche Rolle, wie sie z. B. auch durch moderne Filmemacherinnen wie Shelley Niro mit großem Erfolg verwendet werden. Perspektivisch macht sie weitere Vorschläge für komparative Studien über Themen wie die *treaties* oder *land claims* mit dem Ziel, deren Darstellung innerhalb der Presse von *Natives* und von *Non-Natives* miteinander zu vergleichen. Die relevanten Dimensionen der Analyse wären wiederum semantische Merkmale, lexikalische Besonderheiten, die spezifischen Prozesstypen und Teilnehmerrollen in Diskursen, die Modalität, die Bezeichnung, sowie der Gebrauch und die Verteilung von Pronomina. Diese könnten einen Beitrag dazu leisten, Wertehierarchien, Überzeugungen und Normen sowie die wesentlichen Interessen von Menschen herauszuarbeiten, die ihrerseits als Vertreter bestimmter Gruppen oder Gesellschaften aufzufassen sind. Schließlich schlägt die Autorin vor, Vergleichsstudien zwischen indigenen Diskursen in Kanada und denen anderer indigener Bevölkerungsgruppen in anderen Teilen der Welt

(z.B. Maoris, Aborigines, Sami usw.) vorzunehmen.

Retzlaff fasst ihre Dissertation am Ende auf zehn Seiten (S. 305-315) zusammen und entwickelt weitere Perspektiven für die Anwendung der von ihr gewählten Methode einer kritischen Diskursanalyse. Sie begründet noch einmal, warum die modernen Medien unbedingt in die Analyse von Diskursen der von ihr skizzierten Art einbezogen werden müssen, weil nämlich die Präsenz medialer Wahrnehmung und medialen Denkens in der modernen Gesellschaft tief verankert und schon weit verbreitet ist. Die Arbeit endet mit einer ausführlichen Bibliographie (von über zwanzig Seiten) und einem Anhang, der exemplarisch einen Artikel von Alan Pratt aus der Zeitung *First Nation Messenger* vom Dezember 1999 mit der Überschrift „As long as the rivers flow. Treaties represent eternal agreements between First Nations and the Crown“ präsentiert.

Kritisch ist anzumerken, dass im Rahmen der kritischen Diskursanalyse und auch in der Arbeit von Retzlaff die konstruktiven, auf Gesamtgesellschaft bezogenen Momente von Diskursen nicht stark genug herausgearbeitet werden, wenngleich dies bezogen auf den internen nativen Diskurs zum Teil passiert. Dagegen werden eher die dekonstruktiven Momente betont, z.B. die isolierenden und attribuierenden Aspekte von Dominanz, wie sie sich diskursiv niederschlagen. Die Analyse von Diskursen des Widerstands allerdings bietet in der Tat signifikante Einsichten in die sozialen Veränderungen, die derzeit stattfinden. Deshalb ist die Analyse der diskursiven Praktiken unter den Indigenen selbst ein so wichtiges Mittel, das ausgeweitet und auf andere diskursive Ebenen und soziale Domänen bezogen werden sollte. Während das Schreiben von Indigenen in der Vergangenheit deutlich als *empowerment* und als eine Form der Selbstaffirmation nachvollzogen werden konnte, bei der Unterdrückung benannt, neue Wahrheiten ausgesprochen und Überlebenswille ausgedrückt wurden, wäre zu untersuchen, ob gleiches für Fernseh- und Radioprogramme gilt, in denen natürlich ebenso indigene Wissensbasen, Weltansichten

und Werte transportiert werden. Durch die Gründung des *Aboriginal Peoples Television Network* (APTN) sind die Indigenen u.E. dabei, ihre Geschichten gegenüber ihren eigenen Mitgliedern so zu erzählen, dass sie dabei zugleich der größeren kanadischen Gesellschaft vermittelt werden. Die wissenschaftliche Analyse anderer Kommunikationstechnologien wie z.B. des Internet oder von weiteren Radio- und Fernprogrammen bieten eine gute Möglichkeit zur Entwicklung einer kritischen Medienkompetenz. Schließlich könnten in der Zukunft auch Beispiele des mündlichen Diskurses mit einbezogen werden, denn gerade die Praktiken des Erzählens, der oralen Überlieferung oder des mündlichen Mitteilens repräsentieren wesentliche Aspekte des Sprachhandelns indigener Menschen. So sind beispielsweise Interviews wesentlicher Teil einer Alltagspraxis unter den *Natives*; sie sind zugleich privater wie öffentlicher Natur.

Am Schluss bleibt offen, ob es durch eine detaillierte Überprüfung und Auseinandersetzung mit derartigen Diskursen gelingen kann, jene Wirklichkeiten besser zu erfassen, die sie zu beschreiben versuchen. Immerhin lässt sich vermuten und vielleicht sogar an Hand der Beispiele der Autorin punktuell nachweisen, dass Elemente der diskursiven Praktiken von *Natives* in die rhetorischen Strategien und Figuren von Weißen gezielt übernommen wurden. Allerdings ist die abschließende These der Autorin doch in Frage zu stellen, die besagt, dass die sozial einflussreichen Diskurspraktiken von Ureinwohnern in Kanada dazu geführt hätten, dass „Eurokanada“ (was bedeutet der Begriff?) inzwischen beginnt, eine dritte Gründungsnation („a third founding nation“, S. 319) im Lande anzuerkennen. Es ist wahrscheinlich, dass die medialen Diskurse zum einen das Potential haben, Images und Historien zu vermitteln, kulturelle Grenzen infrage zu stellen und das Verständnis für die indigene Bevölkerung zu erhöhen, zum anderen laufen sie aber auch Gefahr, vorhandene Stereotypen und Rassismen zu verstärken und existierende Schismen eher zu vertiefen – eine Ambivalenz, die in der vorliegenden Arbeit nicht aufgegriffen wird.

Die Autorin wollte mit ihrer Dissertation nicht weniger erreichen als eine Gemeinsamkeit von Wissen und kritischem Bewusstsein über den Zusammenhang von Kultur und Gesellschaft, Politik, Sprache und den diskursiven Strukturen von Individuen ebenso wie von Kollektiven zu konstituieren. Ob es allerdings jenseits von Anerkennung einen Transfer zwischen den verschiedenartigen Praktiken geben kann, bleibt auch in Zukunft fraglich. Zusammenfassend lässt sich mit Robert Gould (Carleton University, Klappentext des Buches) festhalten, dass die Dissertation von Retzlaff mit Erfolg immerhin eine Reihe sprachlicher Strategien untersucht, die teilweise auf diskursive Modelle der *Natives* zurückgehen, teilweise aus zentralen terminologischen Elementen bestehen, die im politischen Diskurs der weißen Kanadier partiell aufgegriffen, weitgehend jedoch in ihren Medien thematisch anders eingebettet und recht anders gehandhabt werden. Insgesamt kommt der Arbeit damit trotz mancher Schwächen und Einseitigkeiten ein hoher Stellenwert zu, weil hier neues Territorium in der Analyse und im Verstehen diskursiver Praktiken der Ureinwohner Kanadas betreten wird. Die Arbeit empfiehlt sich allen, die sich sprachlich mit nativen Themen auseinandersetzen und diese ein Stück weit besser verstehen wollen.

Helmut Johannes Vollmer/
Geneviève Susemihl

Jürgen Erfurt, *Frankophonie. Sprache – Diskurs – Politik*. Tübingen, Basel: A. Francke, 2005 (UTB 2645; 219 S.; ISBN 3-7720-3376-8; 19,90 €)

Die Frankophonie ist, als sprachlicher und kultureller Raum, der die Gesamtheit der französischsprachigen Gesellschaften umfasst, ebenso wie als politisches Institutionengefüge, in der Forschung bisher weitgehend vernachlässigt worden. Im Schrifttum bilde die Frankophonie, wie I. Kolboom mit Recht betont, „meist eine Domäne ihrer eigenen Promotoren, die naturgemäß Parteigänger sind und zu keiner wissenschaftli-

chen Schärfe beitragen (zit. S. 120). Umso begrüßenswerter ist es, dass mit der vorliegenden Monographie erstmals in deutscher Sprache die Frankophonie eine systematische Analyse erfährt, in der es dem Autor zudem gelingt, im Vergleich zu den vorliegenden französisch- und englischsprachigen Werken eigene und originelle Akzente zu setzen, bei denen – auch aufgrund der Forschungsinteressen des Vf. – Kanada und Quebec einen wichtigen Stellenwert einnehmen.

Die Struktur des in fünf Kapitel gegliederten Einführungswerks verdeutlicht die interdisziplinäre Herangehensweise des Vf., der neben sprachwissenschaftlichen Aspekten – seiner eigentlichen Domäne – auch historische, politikwissenschaftliche sowie, vor allem in den Fallstudien des letzten Teils, kulturwissenschaftliche Perspektiven verfolgt. Im Anschluss an das einführende erste Kapitel, in dem Bedeutung und Geschichte des Begriffs „Frankophonie“ umrissen werden, widmet sich das zweite Kapitel der Verbreitung des Französischen in geographischer und soziokultureller Hinsicht, sowohl in Europa als auch im außereuropäischen Raum. Kap. 3 ist dem Zusammenhang von Nation, Sprache und Kolonialismus, insbesondere der französischen Sprach- und Kulturpolitik, ihren Implikationen, ihrer Spezifik und ihrer historischen Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert, sowie der anti- und postkolonialistischen Kritik an der Frankophonie gewidmet. In Kap. 4 wird das komplexe, seit den 1960er Jahren entstandene und in den 1990er Jahren in entscheidender Weise umstrukturierte Gefüge der Frankophonie-Institutionen, der beteiligten Akteure und Mitgliedsstaaten sowie der verfolgten Zielsetzungen und Programme dargestellt und kritisch analysiert. Das 5. Kapitel ist vier Fallstudien gewidmet und zielt darauf ab, die sprachliche und soziokulturelle Komplexität der Frankophonie zu veranschaulichen. Im Gegensatz zu den Gemeinsamkeiten, die der offizielle Diskurs über die Frankophonie vor allem in der Gründungsphase der 1960er-1980er Jahre betont hat, werden hier die tief greifenden Heterogenitäten und Konflikte deutlich, die die frankophonen Gesellschaften und Kultu-

ren im Zuge einer zunehmend durch die kulturelle und ökonomische Globalisierung sowie durch Migrationsprozesse geprägten Gegenwart kennzeichnen.

An der vorliegenden Synthese überzeugt zunächst, dass hier – im Gegensatz zu den entsprechenden französischsprachigen Werken etwa von Xavier Deniau (*La Francophonie*, Paris, 1983/1995) und Michel Têtu (*Qu'est-ce que la francophonie?* Vanves, 1997) – das Phänomen der Frankophonie (als eines wichtigen Pfeilers der französischen, aber auch der kanadischen und der Quebecker Außenpolitik) in eine historische Langzeitperspektive gestellt wird, d.h. im Rahmen der Geschichte der französischen Sprach- und Kulturpolitik seit dem 16. Jahrhundert gesehen wird. Dies erlaubt in sehr plastischer Weise, Spezifika, aber auch Aporien, Widersprüche und Konflikte, die die Frankophoniepolitik kennzeichnen, zu verdeutlichen und historisch zu erklären, etwa durch die Partikularitäten der französischen Sprach- und Kulturpolitik und die ihr zugrunde liegende Konzeption von Nationalsprache, zivilisatorischem „Missionsanspruch“ („mission civilisatrice“) und Nation. Überzeugend ist auch die systematische Einbeziehung der Kolonialgeschichte – die in den bisher vorliegenden Überblickswerken zur Frankophonie überwiegend ausgeblendet wurde –, durch die die ursprünglich in erster Linie sprach- und kulturpolitische Orientierung der postkolonialen Frankophoniepolitik und ihrer Institutionen erklärbar wird. Deutlich wird schließlich bei der Lektüre des Werks die herausragende Rolle Kanadas und Quebecs im Rahmen der Frankophonie-Institutionen. Dies zeigt sich nicht nur in der Tatsache, dass Kanada (wenn auch mit großem Abstand) nach Frankreich das zweitwichtigste Geberland unter den insgesamt 63 in den Frankophonie-Institutionen organisierten Staaten darstellt, sondern wichtige Institutionen wie die 1961 in Montreal gegründete AUFELF (*Association des Universités partiellement ou entièrement de langue française*, seit 1998 *Agence universitaire de la Francophonie*) und die ACCT (*Agence de coopération culturelle et technique*, seit 1997 *Organisation intergouvernementale de la francophonie*) von Quebecern

wie Jean-Marc Léger und Jean-Louis Roy geleitet wurden. Kanada ist auch der einzige Staat, der in den Frankophonie-Institutionen, die seit 1997 unter dem organisatorischen Dach der *Organisation internationale de la Francophonie* (OIF) agieren, drei Vertretungen aufweist: neben der kanadischen Regierung (seit 1970) die Regierungen von Quebec (die 1971 ihre Repräsentanz gegen den erbitterten Widerstand des damaligen Premierministers Trudeau durchsetzte) und New Brunswick/Nouveau Brunswick (seit 1977).

Zwei der vier Fallstudien im letzten Kapitel des Werkes schließlich betreffen Kanada bzw. Quebec: eine Fallstudie zu Diskursen frankophoner marokkanischer und kongolischer Migranten in Toronto, die sehr unterschiedliche Einstellungen verschiedener Immigrantengruppen zur Frankophonie und zur französischen Sprache offenlegt; sowie eine Untersuchung zur Einstellung der sozialen Eliten in Quebec zum Quebecker Französisch, dem sog. „Joual“. In knapper, aber sehr anschaulicher Form arbeitet der Vf. hier unterschiedliche Positionen bezüglich der radikalen Ablehnung (etwa durch den Quebecker Schriftsteller, Dramaturgen und Regisseur Georges Dor) oder der dezidierten Valorisierung der eigenen Sprechweise heraus, die im zweiten Fall Bestrebungen impliziert, eine eigene akademische oder Quebecker Sprachnorm zu schaffen.

Einige kritische Bemerkungen zu dem vorliegenden Buch betreffen nur Details, die ggf. im Rahmen einer Neuauflage Berücksichtigung finden könnten. So wird die Entmachtung des französischen Hochadels, im Wesentlichen erst eine Folge der Religionskriege der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und der Etablierung des Absolutismus im 17. Jahrhundert, S. 82 bereits auf die Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert datiert. Die Analphabetenrate in der Demokratischen Republik Kongo (vormals Zaire) wird zweifelsohne mit 25% (S. 109; S. 138 werden 37,3% genannt) zu niedrig angesetzt. Die Deportierung der Akadier erfolgte, wie S. 97f. dargestellt, nicht nur – und quantitativ gesehen sogar nur in einem eher geringem Maße – nach Louisiana, sondern in erster Linie in die Neu-England-Staaten

sowie in andere Teile Kanadas, vor allem nach Quebec (Bas-Canada). Wünschenswert wäre schließlich gewesen, zumindest kurz auf die Funktion des „Frankophonie“-Begriffs in der Literatur- und Kulturwissenschaft einzugehen, wo er gleichfalls sehr kontrovers diskutiert wird. So lehnen Quebecer Schriftsteller und Filmemacher den Begriff „Frankophonie“ zur Kategorisierung ihrer eigenen Werke ganz überwiegend ab, während europäische und US-amerikanische Literatur- und Kulturwissenschaftler ihn auch auf die Quebecer Literatur und Kultur anwenden. Wie kontrovers die Verwendung des Begriffs „Frankophonie“ weiterhin diskutiert wird, verdeutlicht beispielsweise die Stellungnahme des franko-libanesischen Schriftstellers Amin Maalouf zur Pariser Buchmesse 2006, die dem Thema „Frankophone Literaturen“ gewidmet war, eine Bezeichnung, die Maalouf in einem Artikel in *Le Monde* mit dem Titel „Contre ‚la littérature francophone‘“ grundlegend in Frage stellte, weil sie die Literaturen außerhalb des Hexagone marginalisiere und ihre Autoren einer ethno-kulturellen Peripherie zuordne: „Réservons les vocables de ‚francophonie‘ et de ‚francophone‘ à la sphère diplomatique et géopolitique, et prenons l’habitude de dire ‚écrivains de langue française‘, en évitant de fouiller leurs papiers, leurs bagages, leurs prénoms ou leur peau!“ (*Le Monde*, 10.3.2006)

Insgesamt bietet das vorliegende Buch, das sich auch durch einen klaren Sprach- und Argumentationsduktus und zahlreiche, sehr anschauliche Graphiken und Karten sowie eine Fülle bibliographischer Hinweise auszeichnet, eine solide und zugleich anregende, im besten Sinn des Wortes ‚interdisziplinär‘ angelegte Überblicksdarstellung zur Problematik der Frankophonie, die sich auch sehr gut als Einführungswerk für Studierende eignet.

Hans-Jürgen Lüsebrink

Lesley Biggs/Pamela Downe (eds.) *Gendered Intersections. An Introduction to Women’s and Gender Studies*, Halifax: Fernwood 2005 (414 pages; ISBN 1552661547; \$39.95)

With the first sentence of their book *Gendered Intersections* Pamela Downe and Lesley Biggs state their programme: “The personal is political.” This sentence, so the editors, is a feminist catch phrase which reminds us that even the most ordinary, most unsuspecting and seemingly innocent aspects of our daily lives can reflect political relations and hence power structures. For Downe and Biggs, who write out of a Canadian perspective, it is a sign of the times that young women today seem to have another political awareness than the generation of their mothers and perhaps also another understanding of what is ‘the personal’ and what ‘the political’. “To what extent,” they ask, “have we incorporated our own behaviours into the critical readings of power relations that inform the intersecting categories of gender, race, culture, class, ability, sexuality, age and geographical location?” (19)

This book is challenging in several respects. The first comment is addressed to the unusual selection and montage of contributions which – wisely arranged – lay out an imaginary map with parallel and intersecting routes, a topography of discourses of and about women. Through academic research, poetry, statistics, visual essays, fiction, emails and music the contributors explore a wide range of thematic issues that highlight the complexities and nuances of what in feminist discourse is called “doing gender.” Intended as an introduction to gender studies the individual essays analyze the representations of men and women in magazines and advertisements, gay and feminist art, the sexuality of disabled women, and lesbian motherhood, to name just a few of the themes.

The second comment focuses on the micro-structure of the individual sections. Each of the eleven sections starts with a Hypatia index, which relates to the general

topic of the section and which provides statistical information about women's living conditions around the world. For instance: "Percentage of women in Afghanistan who have no access to prenatal medical care during pregnancy: 92; in Europe and North America: 3." (311) This Hypatia index functions as the objectifying introduction to the following academic essay and the so-called email sections where we find quotations about women by women formulating very personal and emotional reactions to problems women have to cope with in modern societies. Hence, the overall structure of the book is repeated in each section in the sense that there is not only one authoritative voice speaking and not only one perspective

offered. Much rather the focus is directed to the polyphony of voices and the multiplicity of perspectives – without ever losing the vanishing point: gendered intersections.

Pamela Downe and Lesley Biggs are associate professors in the department of women's and gender studies at the University of Saskatchewan.

Lesley Biggs and Pamela Downe show that not only their programmatic sentence from the beginning "the personal is political" is true but also its reverse: the political is personal. Reading this admirable and daring book a sentence ascribed to Hypatia of Alexandria crosses my mind: "Reserve your right to think, for even to think wrongly is better than not to think at all."

Monika Reif-Hülser